

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heidelberger Tageblatt. 1884-1896 1949

5 (26.6.1949) Heidelberger Sonntagsblatt

Heidelberger Sonntagsblatt

1. Jahrgang / Nr. 5

BEILAGE ZUM TAGEBLATT

Sonntag, den 26. Juni 1948

Nieder bis auf den Grund von den Wettern ...

Der Heidelberger Schloßbrand vom 24. Juni 1764

Wieder einmal jährt sich der Tag, der für die Geschichte des Heidelberger Schlosses von so entscheidender Bedeutung war und dessen Geschehen in der allgemeinen Erinnerung doch soweit zurückgetreten ist, daß auch die ältesten Heidelberger immer wieder erstaunt sind, wenn man ihnen davon erzählt. „Davon hat uns in der Schule nie jemand etwas gesagt; wir haben es nie anders gewußt und gehört, als daß die Franzosen es waren, die das Schloß in dem Zustand zurückließen, in dem wir es heute sehen.“ Und wie war es in Wirklichkeit?

Als am Morgen des 31. Mai 1693 die Truppen Ludwigs XIV. auf dem Abmarsch nach Philippsburg waren, lag hinter ihnen das brennende Heidelberg. Vier Jahre vorher hatte des Königs Kriegsminister Louvois den ausdrücklichen Befehl gegeben, Heidelberg niederzubrennen bis auf den Grund; als die Franzosen abgerückt waren, war die Stadt zwar völlig ausgeplündert, aber sie stand bis auf vierunddreißig abgebrannte öffentliche und private Häuser. Diesem, war kein Befehl zur Brandlegung ergangen - es ist bis heute auch nicht geklärt, wie der Brand entstand - aber als das Feuer schließlich erlosch, standen vom ganzen Heidelberg nicht viel mehr als zwanzig Häuser. Da der Wiederaufbau verboten war, mußten die in der Stadt Geborenen vier Jahre lang in den Trümmern hausen; erst nach dem Frieden von Ryswyck im Jahr 1697 erhob sich langsam wieder Haus um Haus aus dem Brandschutt der Zerstörung. Doch wie die Stadt so hatte auch das Schloß in kurzer Zeit seine schweren Schäden so gut wie völlig überwunden. Sechs Jahre nach Friedensschluß waren der Ottheinrichsbau, der Friedrichsbau und der Gläserne Saalbau wiederhergestellt, dazu noch der Apothekerturm, dessen Obergeschosse wieder wie früher als Wohnräume für die Hofdamen eingerichtet wurden. Der achteckige Turm wurde als Wohnturm mit sechs Stockwerken ausgebaut, die Wirtschaftsgebäude und der Ludwigsbau wurden wiedergebaut, so daß

im Jahre 1719 sämtliche Wohnbauten des Schlosses in Stand gesetzt

waren und vom Hof bewohnt wurden. Ausgenommen blieb der Englische Bau, der im Zusammenhang mit bedeutenden Neubauplänen zum Abbruch bestimmt war; der vollzogene Wiederaufbau des Schlosses sollte gekrönt werden durch die Errichtung eines großen Barockpalastes im Stückgarten mit einer prächtigen Schauseite nach der Stadt.

Infolge der Streitigkeiten mit den Reformierten wegen der Heiliggeistkirche verlegte 1720 Karl Philipp die Residenz nach Mannheim und die Schloßbauten lagen leer, bis 1736 auf Veranlassung Karl Theodors im Ottheinrichsbau eine sogenannte Savonneriefabrik eingerichtet wurde, die in der Hauptsache gewebte Seidentapeten und gewirkte Gobelins herstellte. 1760 wurde dann noch eine Zweigabteilung der Riga'schen Seidenfabrik mit dreizehn Webstühlen in den Räumen des Friedrichsbau und des Gläsernen Saalbaues untergebracht.

In Mannheim die Residenz, Schwetzingen als Sommeraufenthalt und auf dem Jettenbühl das Klappern und Werken der Seiden- und Tapetenfabrik - dabei schien es bleiben zu sollen, bis jener Tag kam, der dem Schloß wieder Recht und Glanz der alten Zeit versprach: am 24. Juni 1764 entlief sich Karl Theodor,

das Heidelberger Schloß zu seiner Sommerresidenz

zu machen.

Der Kurfürst war von Mannheim herübergekommen, um auf dem Schloß den Tag Johannis des Täufers und der Sonnenwende zu verbringen, der in Heidelberg mit festlicher Prozession und fröhlichem Trubel auf dem Schloß gefeiert wurde. Der alte Burgvogt Garnier erzählte aus eigenem Erleben oft die Geschichte jenes strahlenden, schicksalhaften Sommertages, und Alfred Leger, der Freund und Mitarbeiter des Grafen Gramberg, schrieb sie auf in seinem „Führer für Fremde durch die Ruinen des Heidelberger Schlosses“ vom Jahr 1815. Nach einem Rundgang durch die Räume des Ottheinrichsbau stand Karl Theodor an einem Fenster des obersten Stockwerkes und er schaute hinab in den Hof, „als eben ein heiliger Zug über den öden Burghof daher kam und feierlich langsam nach der Schloßkapelle sich wandte“. Es waren die katholischen Anwohner des Schloßberges, denen die Schloßkirche im Friedrichsbau seit der Verlegung der Residenz nach Mannheim für ihre Sonntagsgottesdienste freigegeben war. „Freudlich im Glanze der Morgensonne schimmerten das Kreuz und die flatternden Fahnen, und die Gesänge schallten hell durch die reine Morgenluft. Da ertönte Ehrfurcht den mächtig fühlenden Fürsten, und hier beschloß er zu wohnen, hier den strahlenden Thron auf würdigem Boden zu erheben.“

Am späten Nachmittag hatte der Kurfürst das Schloß wieder verlassen, um unverzüglich in Mannheim die zur sofortigen Ueberriedung nötigen Befehle zu geben. Verobtet war auch der heitere Lärm im Stückgarten und auf dem Schloßbalkan, und die Heidelberger waren wieder hinabgewandert in die Stadt.

Da geschah, was für immer und in allen Teilen das Heidelberger Schloß zur Ruine machte. Um 3 Uhr in der Nacht, so meldet es die zeitgenössische handschriftliche Chronik des Heidelberger Karmeliterklosters, „Bei der Wetterwahl in den äußeren Schloßtürm, und in der Zeit von zwanzig Minuten stand die prächtige Wohnung der ersten Kurfürsten über der Pfalz in vollem Brand.“

Zweimal unmittelbar hintereinander hatte der Blitz in die Ecke zwischen dem Gläsernen Saalbau und dem Ottheinrichsbau geschlagen; noch heute sieht man den Riß im Mauerwerk. In kürzester Zeit stand der achteckige Glockenturm mit seinen ausgebauten sechs Stockwerken in Flammen, nach wenigen Stunden stürzte das Innengebälk mitsamt dem Dach krachend zusammen, und nun fraß sich das Feuer rasch nach beiden Seiten weiter, geführt durch die Webstühle der Savonnerie- und Seidenfabrik und durch die aufgestapelten großen Vorräte kostbarer Wirkereien und Gobelins. Drei Tage und vier Nächte wütete der unzählbare Brand in dem schweren Eichengebälk der Schloßgebäude, bis man schließlich die alte Hofküche abriß und dem Feuer so den Weg in die letzten noch stehenden Gebäude auf der Südseite des Hofes versperrte. Als der Brand zum Erlöschen kam, waren Gläserner Saalbau und Glockenturm und Ottheinrichsbau und Apothekerturm und Ludwigsbau zerstört bis auf den Grund, der Friedrichsbau ganz ausgebrannt bis auf die Schloßkirche im Erdgeschloß. Was übrig blieb, waren unscheinbare Oekonomiegebäude.

Als man sich überzeugen mußte, daß gegen das wütende Feuer nicht anzukommen war, gab Karl Theodor, dem noch in der Nacht Meldung nach Mannheim gemacht worden war, Befehl, alle Anstrengungen auf die Rettung der Schloßkirche und des Großen Fasses zu richten. Beide blieben auch erhalten, doch sah der Kurfürst in dem Wetterschlag ein Machtwort des Himmels und gab sein Vorhaben auf. Das Schloß blieb fortan in seinen Ruinen liegen, der Hortus Palatinus wurde umgepflegt und als Krautgarten angelegt; die große allegorische Figurengruppe des Peter van den Branden kam nach Schwetzingen und von dort nach Mannheim, wo sie noch heute auf dem Marktplatz steht. Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein lag der hohe Brandschutt in den zerstörten Gebäuden, von denen nur der Friedrichsbau ein dürftiges Notdach bekam. Noch dreißig Jahre nach dem Brand erwarb ein Heidelberger Landwirt eine der prächtig verzierten Säulen aus dem Kaisersaal des Ottheinrichsbau als Ackerwalze für zwei Gulden; der große, kunstvoll verzierte Klöppel der Glocke Friedrichs II. vom Jahr 1550, die im Brande des achteckigen Turmes zerschmolzen war, diente

Unsere Straße lief von Tarascon nach St. Remy. Wir wollten die Anstalt besuchen, in der Van Gogh gelebt hatte. Es war eine gute Straße, sie war nach dem ersten Weltkrieg von deutschen Kriegsgefangenen erbaut worden. Das Asphaltband lief durch einen grünen Schatten. Die Baumkronen waren so dicht, daß nur selten ein Sonnenstrahl auf der glatten Fläche spielte. Jenseits der Bäume brannte die provençalische Sonne und die Zikaden schrien hier so laut, wie ich es noch nie gehört hatte.

Aber Mathieu, der Maler und Romantiker, hatte die Straße satt. Er bog in einen Feldweg ein und jetzt führen wir zwischen der Straße und dem Gebirgstock der Alpen durch Gärten, Obstplantagen und Gemüsekulturen. Und da haben wir ihn entdeckt, den Turm des Kardinals. Vielleicht hat so zufällig Kolumbus Ame-

Das Jahr der Kirche

Zum Evangelium des Sonntags

(Lukas 14, 16-27)

Das Thema des Sonntags wird bestimmt durch das Gleichnis von großen Abendmahl: Ein Mann lädt seine Nachbarn und Freunde zu einem Freudenfeste ein. Aber die Gäste wollen nicht kommen. Zwei schützen dringende Geschäfte vor, der dritte hat gerade geheiratet, er muß sich seiner jungen Frau widmen. Um das vorbereitete Mahl nicht unkommen zu lassen, schickt der Gastgeber seine Knechte auf die Straßen und Gassen und schließlich sogar auf die Landstraße vor die Umzäunung der Stadt, um die Blinden, Lahmen, Bettler und Krüppel hereinzuholen.

Eine zweite Fassung des Gleichnisses findet sich im Matthäus-Evangelium Kap. 22, 1-14. Der Gastgeber ist dort ein König. Die zunächst Eingeladenen begnügen sich nicht mit der bloßen Ablehnung, sondern mißhandeln und töten sogar die Boten, welche die Einladung überbringen. Der König gerät darüber in Zorn und läßt sie mit Feuer und Schwert bestrafen. Das Kernstück des Gleichnisses ist jedoch dasselbe: Menschen, die eigentlich als unwürdig anzusehen sind, werden zu einem Freudenfeste gerufen. Allerdings folgt dann noch ein Zusatz: Als der König sich seine gemachte Gesellschaft ansieht und dabei einen entdeckt, der sich auch nicht ein bisschen für das Fest hergerichtet hat, läßt er ihn binden und in die Finsternis hinauswerfen.

Der Sinn liegt auf der Hand: Jesus will in der für ihn so bezeichnenden Bildersprache verdeutlichen, daß die, denen der Ruf Gottes in erster Linie galt: die Angesehenen und Einflußreichen, sich zu gut dafür hielten, seiner Einladung Folge zu leisten. Andere haben ihre



Ölgemälde von Ferd. Kobl (geb. 1726 in Mannheim), der den Brand miterlebte.

um 1830 einem Heidelberger Schmied als Amboss.

...schwer in das Tal hing die gigantische, schicksalreiche Burg, nieder bis auf den Grund von den Wettern zerrissen. — so hatte der junge Hölderlin das Schloß gesehen, als er zu Pfingsten 1798 — vierundzwanzig Jahre nach dem Brand — als Klosterarchivar von Maulbronn herübergekommen war, und so stand es wieder vor ihm, als er im Juni 1795, von göttlichem Zauber gebannt, zum zweiten Male auf der

Brücke stand; so ging das Bild ein in die unvergänglichen Strophen seiner Ode an Heidelberg. Daß Hölderlin hier nicht an irgendwelche allegorischen Wetter der Zeiten dachte, sondern an jenen doppelten Wetterstrahl des Sonntagstages 1764, das zeigt sein erster Entwurf der Ode, dessen eigenhändige Niederschrift zu den Kostbarkeiten des Kurpfälzischen Museums gehört; hat sie doch die Fassung: „bis auf den Grund vom Gewitter zerrissen“.

Hans Christoph Schöll.

Bei Tartarin zu Gast / Von Bernd Boehle

rika entdeckt. Akazien, Pistazien und Cypressen verbargen ein mäßig hohes, beinahe quadratisches Gebäude von außerordentlicher Schönheit. Man sah es dem Gemäuer an, daß es sehr alt war. Es erinnerte an den Papstpalast in Avignon, doch auch an das Schloß König René in Tarascon. Ähnliche Fenster und Sims- und Ornamente hatten wir in der Ruinenstadt Les Baux gesehen. Und es gab einen Brunnen mit herrlichem, schmiedeeisernen Gitter, der allein des Sehens wert gewesen wäre.

Neben der tour du Cardinal, die aus der Zeit stammte, da die Päpste in Avignon residierten, stand ein primitives südfranzösisches Bauernhaus. Als wir mit unsern Fahrrädern in den Hof einfuhren, schreckten wir Madame und Monsieur aus dem Mittagsschlaf, den sie, aufrecht auf Stühlen sitzend, im Schatten dichter Flieder-

büsche hielten. Ich nannte ihn Monsieur Tartarin und er war stolz darauf. Er war ein kleiner, kugelrunder Mann, fast ein Gnom mit einer komischen Knopfnase und listigen Schweinsaugen. Über einem schmutzgrauen Hemd trug er eine offene grüne Weste und auf dem runden Kopf einen mächtigen, einst schwarzen, jetzt mosig schillernden Hut. Madame überragte ihn beträchtlich, sie war noch dicker und unförmiger und ihr dunkles Kleid, auf dem sich anscheinend in langen Jahren Fett und Speisereste abgesetzt hatten, glänzte in allen Farben des Regenbogens. Madame hatte auch eine Warze auf dem Kinn, deren schwarze Haare bis auf die Brust hingen.

Monsieur Tartarin blähte sich wie ein Pfau, als er uns den Turm des Kardinals zeigte. Sein Vater, vielleicht auch sein Großvater, hatten aus ihm Stall und Heuschaber gemacht; aber Tartarin begriff nicht den Widerspruch zwischen seinem Stolz auf diesen Besitz und seiner gegenwärtigen Verwendung.

„Ich bin der letzte Kardinal“, sagte er und grinste von einem Ohr zum andern; er war glücklich, daß wir ihn besuchten und uns seinen Turm ansahen. Er gab uns von dem eiskalten Wasser aus dem Brunnen zu trinken; dann holte er Wein, der rot war wie Blut und dick wie Öl.

„Da waren einmal Amerikaner da, die wollten den Turm kaufen“, erzählte Tartarin. „Sie wollten ihn abbrechen und in Amerika wieder aufbauen. Die Amerikaner sind drollige Leute.“

„Wahrscheinlich hätten sie ein gutes Stück Geld dafür bezahlt und Sie hätten sich einen modernen Stall anschaffen können“, sagten wir. Er sah uns mit Verachtung an. „Nein! Denn hätte ich den Turm verkauft, was wäre mir geblieben, das mich von andern Leuten unterscheidet? Jetzt bin ich Besitzer eines Palastes, in dem früher Kardinäle gewohnt haben. Ich bin ein geachteter Mann, zu dem die Menschen aus der ganzen Welt kommen, ich bin wer!“ Er legte die rechte Hand auf die Brust und hatte die linke auf dem Rücken liegen. Dabei lehnte er gegen den Brunnen und hatte das linke Bein über das rechte geschlagen.

„Dann kommen wohl viele Menschen, um sich den Turm anzusehen?“ fragten wir.

„Oh!“ Monsieurs Augen wurden kreisrund und die Brauen bildeten hohe Bögen, dann wackelte er mit dem Kopf. Doch dann wurde sein Gesicht nachdenklich, er begann zu rechnen. „Die letzten waren vor vier Jahren hier, das waren Engländer“, sagte er dann, aber es kam immer noch mit dem renommierten Tonfall.

Er begriff nicht, weshalb wir so lachten. Empört kehrte er uns den Rücken und postierte sich in die Tür der „tour du Cardinal“, er stemmte eine Hand gegen die runde und geschlossene Säule. Jetzt sah er wirklich aus wie ein Gnom und schien aus einer anderen Welt zu stammen. Aber die Sonne brannte und die Zikaden lärmten und Monsieur Tartarin war auch ein Produkt dieser Sonne.

Plätze eingenommen: die Verachteten, Ausgestoßenen und Habenichtse, ja sogar solche, die außerhalb der jüdischen Kultgemeinde standen Samariter und Heiden. Matthäus legt zusätzlich noch Wert auf die Feststellung, daß die Ablehnung der göttlichen Boten nicht vor Tüchtigkeit zurückgeschreckt ist und spielt damit auf die Kreuzigung Jesu und die Verfolgung seiner Boten an, für die sie durch die Zerstörung ihrer Städte und die Auflösung ihres Staatsverbandes bestraft wurden. Zugleich aber erfolgt an die Adresse der Hinzugekommenen die Warnung: Gute und Böse, Reine und Unreine werden nicht wahllos angenommen, sie müssen sich eines würdigen Verhaltens befleißigen.

Die eindrucksvollste Auslegung des Gleichnisses habe ich in der Kriegsgefangenschaft, gehört. Morgens war durch die Zeile gerufen worden, daß um 10 Uhr Gottesdienst sei. Und da waren sie nun alle auf dem Appellplatz zusammengeströmt in ihren verstaubten und durch die Sonne gebleichten Uniformen, an denen alle die Abzeichen früherer Herrlichkeit abgetrennt waren, dabei aber bunte Stellen hinterlassen hatten wie Bilder, die man von verschossenen Tapeten abnimmt. Der Pfarrer begann: Das Eigenartige unserer Situation bestehe darin, daß wir die beiden Menschentypen, die hochmütigen Verweigerer der Einladung und die dann gerufenen Bettler in ein und derselben Personen seien. Früher noch, da unsere Uniformen in ihren Lützen und Borten strahlten, da hätten wir Entschuldigungen genug gehabt. Heute, da wir Ausgestoßene und Bettler geworden seien, da hätten wir endlich den Ruf gehört. Wie würde es wohl werden, wenn wir einst nach der Entlassung Ansehen und Geltung zurückerworben hätten?

Müssen wir denn wirklich immer Ausgestoßene, Bettler und Verzweifelte werden, bevor wir den göttlichen Ruf vernahmen können? Kari Stürmer